

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Petra Urban**  
**Die Maulwürfin**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# I

Der Kühlschrank muß abgetaut werden, dachte sie und trank einen Schluck aus der eiskalten Wasserflasche. Warum schaffen es andere, ihren Kühlschrank abzutauen, und ich nicht?

Sie schaute zum Fenster hinaus.

Auf dem gegenüberliegenden Hausdach saßen Raben auf der Antenne. Zankend machten sie sich die Plätze streitig. Irgendwo im Haus schellte ein Telefon. Die Küchenuhr tickte laut.

Während der letzten Tage hatte es ohne Unterlaß geregnet. In schmalen Prieln waren die Tropfen auf den Fensterscheiben abgelaufen. Vor dem Haus hatten sich Pfützen gebildet. Kleine, dunkle Tümpel, die aussahen, als würden Frösche und Kröten darin leben.

Heute endlich hatte der Regen aufgehört. Ein stürmischer Herbstwind trieb graue Wolken am Himmel entlang.

Lydia ging mit der Wasserflasche in der Hand durch die Wohnung. Sie legte die Jeans, die sie am Abend achtlos auf den Boden geschmissen hatte, über einen Stuhl, nahm das leere Weinglas neben ihrem Bett und brachte es zusammen mit einem übervollen Aschenbecher in die Küche.

Sie schaute erneut zum Fenster hinaus. Die Buche, die so nah stand, daß bei Wind einige ihrer Äste die Hauswand berührten, hatte fast alle Blätter verloren. Anfangs hatte Lydia das Kratzen des Baumes erschreckt. Des Nachts, wenn alles still war im Haus, war sie ein ums andere Mal aus dem Schlaf hochgefahren. Mit offenen Augen hatte sie in der Dunkelheit gelegen und auf ihr pochendes Herz gelauscht. Erst nach Monaten hatte sie sich an das Geräusch gewöhnt. Genau wie an das Telefon, das so oft und laut schellte.

Womit fange ich an, dachte sie und blickte einem Raben, der sich von der Antenne erhob und mit dem Wind davonsegelte, hinterher. Sie setzte sich an den Küchentisch, zog einen zweiten Stuhl heran und legte die Füße darauf. Gedankenverloren griff sie nach dem Sektkorken, der aufrecht wie ein Pilz auf dem Tisch stand. Leise summend ließ sie ihn von einer Hand in die andere wandern.

In der Nacht hatte sie seit langer Zeit wieder einmal Lust verspürt, eine Oper von Richard Wagner zu hören. Ohne zu überlegen, hatte sie den »Lohengrin« aus dem Regal gezogen. Vielleicht, weil ihr seit Tagen der Satz »In fernem Land, unnahbar euren Schritten . . .« im Kopf herumgeisterte.

Sie hatte sich auf den Teppich vor dem Fenster gelegt, die Musik lauter gestellt als gewöhnlich und auf den berausenden Zauber der Klänge gewartet. Die Töne entführten sie nicht. Sie tröpfelten aus den Lautsprechern und versickerten im Teppich. Unlustig hatte Lydia in den Nachthimmel gestarrt und überlegt, wie sie in Elsas Situation handeln würde. Nach dem dritten Glas Sekt hatte sie es gewußt. Sie würde dem Geliebten die verbotene Frage nicht stellen . . .

Auf dem Söller unter der Dachrinne gurrte eine Taube. Lydia legte den Korken verkehrt herum auf den Tisch. Damals, als sie noch ein Kind gewesen war, hatte der Vater sie eines Morgens gefragt, ob sie die Sprache der Tauben verstehen könne. Sie saß auf seinem Schoß und schüttelte den Kopf. »Du?« fragte sie ungläubig. Er machte ein geheimnisvolles Gesicht und nickte bedächtig mit dem Kopf. An diesem Morgen begleitete sie ihn bis zur Tür und gab ihm einen längeren Abschiedskuß als gewöhnlich. Den ganzen Tag verbrachte sie auf einem Schemel vor dem Fenster. Stunde um Stunde lauschte sie dem monotonen Geschrei der Vögel. Enttäuscht lief sie dem Vater am Abend entgegen. Er streichelte ihr über den Kopf. »Sie rufen: ›So komm doch!‹« flüsterte er ihr ins Ohr und nahm sie an die Hand. »Und warum klingt es so traurig?« wollte sie wissen. Er hatte die Schultern nach oben gezogen und keine Antwort gegeben. Noch heute hörte Lydia die Tauben dieses traurige »So komm doch!« rufen . . .

Womit fange ich an, dachte sie und trommelte mit den Fingerspitzen auf ihren Bauch. Ich könnte den Hauswirt anrufen, damit die Heizung im Badezimmer repariert wird; ich müßte zur Bank fahren und die Protokolle bezahlen, die seit vorletzter Woche auf dem Küchenschrank liegen; ich sollte in der Redaktion nachfragen, ob es zusätzliche Aufträge für mich gibt; ich müßte zur Werkstatt, mein Auto abholen, aber vorher könnte ich zu Mario...

Es schellte.

Lydia hob den Kopf. Sie stellte die Füße auf den Boden, setzte sich aufrecht hin und lauschte gespannt in Richtung Tür. Noch zweimal, und Katharina wäre da! Endlich wäre sie da!

»Na los!« feuerte sie die Schelle an und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Es blieb still. Nur die Taube auf dem Söller gurrte. Lydia drehte den Korken wie einen Kreisel auf dem Tisch und rieb ihre schmerzende Hand. Sie schaute zu der Uhr hinüber, die laut und gleichmäßig auf dem Küchenschrank tickte. Wie unangenehm! Es war schon kurz nach zehn, und sie lief noch im Bademantel herum. Obwohl der Wecker pünktlich um zwanzig vor acht geklingelt hatte, war sie nicht aufgestanden. Die Hände unterm Kopf verschränkt, hatte sie aus dem Fenster in den Himmel geschaut und an Katharina gedacht.

Seit Wochen hatte sie nichts von der Freundin gehört. Keinen Anruf, keine Karte, keinen Brief – nichts!

Das war in den vielen Jahren ihrer Freundschaft noch nie dagewesen. In der ersten Woche hatte sie Katharinas Schweigen zwar bemerkt, sich aber nicht viel dabei gedacht. Besser gesagt, sie war kaum dazu gekommen, viel darüber nachzudenken. In der Kulturredaktion des »Stadtanzeigers«, einer Tageszeitung, für die sie seit fünf Jahren Kunstkritiken schrieb, hatten sich mehrere Mitarbeiter wegen eines grippalen Infektes entschuldigen lassen. Sie hatte die »Hiobsbotschaft«, wie die Sekretärin, Frau Sollms, die Krankmeldungen am Montag morgen genannt hatte, als erste erfahren. Gleich darauf war sie vom leitenden Kulturredakteur, Biemel, einem sportlichen, ständig braungebrannten Mann, der gerade seinen fünfundfünfzigsten Geburts-

tag im großen Stil gefeiert hatte, händeringend angefleht worden, die wichtigsten Termine der Kollegen zu übernehmen. Sie sagte zu und arbeitete, im Gegensatz zu sonst, mehr in der Redaktion als zu Hause. Sie besuchte Pressekonferenzen, telefonierte stundenlang, hetzte von Galerie zu Galerie und schrieb bis tief in die Nacht hinein Artikel. Früh am Morgen duschte sie in aller Eile, las beim Anziehen die Notizen in ihrem Kalender und verließ, meist ohne Frühstück und ohne die Acht-Uhr-Nachrichten zu hören, das Haus. Ab und zu rief sie Katharina aus der Redaktion an. Erreicht hatte sie die Freundin nicht.

In der zweiten Woche meldeten sich die Kollegen nacheinander zurück, und Lydia arbeitete wieder zu Hause an ihrem Schreibtisch. Trotz der gewohnten Umgebung und der wieder-engekehrten Ruhe brauchte sie mehr Zeit als sonst für ihre Artikel. Kein Wunder! Wie oft starrte sie am Bildschirm ihres Computers vorbei aus dem Fenster. Ihre Gedanken wanderten zu Katharina. Immer häufiger unterbrach sie ihre Arbeit, zog das Telefon zu sich heran und wählte die Nummer der Freundin. Gemeldet hatte sich niemand. Beim Autofahren passierte es ihr mehrmals, daß sie die andere auf der Straße zu sehen glaubte. Beim genaueren Hinschauen allerdings mußte sie feststellen, daß die Frauen nicht die geringste Ähnlichkeit mit Katharina aufwiesen. Manchmal stimmte die Haarfarbe. Dieses leuchtende Rot, das der Freundin in Kindertagen den Spitznamen »Hexe« eingebracht hatte und das ihr aus diesem Grunde lange Zeit verhaßt gewesen war. Mehrmals am Tag hörte Lydia ihren Anrufbeantworter ab und hoffte, Katharinas so vertrautes »Hallo, Lydi, ich bin's!« zu hören. Sie vernahm Grüße von Freunden, amüsierte sich über die piepsige Stimme ihres Nefen, der sich ein Schwert und eine Narrenkappe von ihr zum Geburtstag wünschte, nahm einen Auftrag von einer Kunstzeitschrift entgegen und die wiederholte Bitte ihrer Mutter, sich endlich zu melden.

Von Katharina hörte sie nichts.

Zum ersten Mal entwickelte sie eine beinah innig zu nennende Beziehung zu ihrem Telefon. Wie einen liebgewonnenen Talisman, von dem man sich unter gar keinen Umständen

trennt, trug sie den Apparat durch die Wohnung. Beim Baden stellte sie ihn auf die Frotteematte neben der Wanne, beim Kochen auf die Arbeitsplatte neben dem Herd. Abends nahm sie ihn vom Schreibtisch und setzte ihn auf die Holzkiste neben ihrem Bett. Immer häufiger starrte sie ihn an. Die Blicke wurden länger und länger. Sie bemerkte jeden Fingerabdruck auf dem Gehäuse des Apparates. Manchmal beseitigte sie die störenden Flecken mit Spucke. Dann wieder beugte sie sich nach vorn, hauchte geräuschvoll gegen die Oberfläche und rieb sie mit einem Taschentuch Zentimeter für Zentimeter ab, bis sie in den glänzenden Rundungen des Apparates die kleine Welt des Zimmers entdecken konnte. Immer wieder strich sie mit dem Zeigefinger über den blitzenden Hörer. Eine zarte, fast zärtliche Berührung. Das ersehnte Klingeln blieb dennoch aus.

In regelmäßigen Abständen wählte sie Katharinas Nummer. Das Tuten in der Leitung ertrug sie bis zur Unterbrechung. Weder in der Wohnung noch im Atelier erreichte sie die Freundin.

In der dritten Woche klebte sie einen großen Zettel an Katharinas Wohnungstür und einen noch größeren an ihre Ateliertür. In fetten roten Buchstaben stand dort die Bitte geschrieben, sich umgehend zu melden. Das Wort »Bitte« hatte sie mit allen Filzstiften, die ihre Schreibtischschublade beherbergte, unterstrichen. Sie setzte vier Ausrufezeichen dahinter. Nachdem auch auf die Zettel keine Reaktion gekommen war, hatte sie gemeinsame Bekannte angerufen und ohne Umschweife nach der Freundin gefragt. Niemand wußte etwas von Katharina zu berichten.

Sie bekam über Nacht ihren Husten. Ein unangenehmer Reizhusten, der sich vor allem morgens, nach dem Aufstehen, einstellte. Auch biß sie immer häufiger an ihren Fingernägeln herum. Vor allem, wenn sie wieder einmal voller Erwartung ans Telefon stürzte und eine andere als Katharinas Stimme vernahm.

In der Nacht von Dienstag auf Mittwoch verwandelte sich ihre Sorge in Panik. Den ganzen Tag schon wurde sie von düsteren Gedanken heimgesucht. Sie verscheuchte diese Gedanken nicht, gab ihnen vielmehr nach. Der Husten quälte sie schmerz-

haft, und selbst ein Spaziergang durch den Park brachte keine Linderung und auch keine Besserung ihrer Stimmung. Gegen Mitternacht, nachdem sie eine Flasche Rotwein in großen und schnellen Schlucken geleert hatte, war sie zum Schreibtisch gestürzt, hatte das Telefonbuch herausgezerrt, die Nummern mehrerer Krankenhäuser angestrichen und sie der Reihe nach gewählt. Eine Patientin mit Namen »Katharina Mallack« gab es nicht. Als sie am Morgen mit schmerzdem Kopf erwacht war, hatte sie das Telefonbuch mit den gelb markierten Zahlen peinlich berührt in die Schublade zurückgelegt. Am Frühstückstisch, bei einer duftenden Tasse Kaffee und einem Toast, in dem die Butter schmelzend verschwand, beurteilte sie die Abwesenheit der Freundin etwas weniger dramatisch. Sie entschied für sich, Katharinas neuer Freund könnte für die Unauffindbarkeit der anderen verantwortlich sein. Der Gedanke hatte sie nicht beruhigt, aber erleichtert.

Katharina pflegte seit jeher häufig wechselnde Männerbeziehungen. Nur wenige der intimen Freundschaften hielten länger als ein halbes Jahr. Lydia erinnerte sich an einen blonden Elektriker mit breiten Schultern und schmalen Hüften, der auch bei Sonnenschein in Lederhosen herumgelaufen war und von seinem Motorrad wie von einer Geliebten gesprochen hatte. Sie erinnerte sich an einen arbeitslosen Architekten mit sanfter Stimme und langsamen Bewegungen, der Katharina in ihrer Abwesenheit die Wohnung aufgeräumt hatte, und an einen Diplom-Ingenieur, der die Freundin mit derart verliebten Augen angeschaut hatte, daß alle Welt gelächelt hatte. Nur Katharina nicht. Ihr Gesicht schien versteinert wie das einer Marmorstatue.

Über die Trennungen verlor sie nie viele Worte. Meist sprach sie am Telefon davon, und ihre Stimme klang so unbeteiligt, als würde sie von einem verlorenen Regenschirm berichten. Zuviel Gefühl hindere sie an der Arbeit, pflegte sie auf Lydias bohrende Fragen nach dem »Warum?« zu antworten und fügte hinzu, sie habe die Männer genauso schnell vergessen wie den Wetterbericht von letzter Woche.

Lydia machten diese Telefonate stets wütend. Es ärgerte sie,

daß die Freundin ihren Fragen auswich und ihr so offensichtlich die Wahrheit verschwieg. »Soll ich dir eine Geschichte aus einem Film erzählen?« hatte Katharina sie vor nicht allzulanger Zeit gefragt, und Lydia hatte erst »Nein!« und dann »Von mir aus!« in den Hörer gebrüllt.

Katharinas Stimme hatte heller als gewöhnlich, fast kindlich geklungen. »Also...«, hatte sie gesagt und mit einer langen Pause begonnen, »... an einem Fluß treffen sich ein Frosch und ein Skorpion. Der Skorpion möchte gern auf die andere Seite des Flusses. Da er nicht schwimmen kann, bittet er den Frosch, der am Wegesrand sitzt, ihn ans andere Ufer zu bringen. Wie soll ich das tun? fragt der Frosch. Ganz einfach, antwortet der Skorpion. Ich setze mich auf deinen Rücken, und du schwimmst hinüber. Nein! sagt der Frosch, da wäre ich schön dumm! Du wirst mir in den Rücken stechen, und ich werde sterben. Warum sollte ich dir in den Rücken stechen, sagt der Skorpion. Wenn wir im Fluß schwimmen und ich dich steche, so wirst du sterben und untergehen, und ich werde mit dir sterben, weil ich ebenso untergehe. Daran kann ich kein Interesse haben. Stimmt, sagt der Frosch, da hast du recht. Und er erlaubt dem Skorpion, sich auf seinen Rücken zu setzen. In unmittelbarer Nähe des anderen Ufers spürt er plötzlich einen stechenden Schmerz im Rücken. Warum hast du das gemacht? fragt er, jetzt werden wir beide sterben. Es tut mir leid, antwortet der Skorpion, und seine Stimme klingt verzweifelt, aber ich kann nicht anders...«

»Sehr aufschlußreich!« hatte sie in den Hörer gezischt und kein weiteres Wort über die Geschichte verloren.

Wenige Wochen nach diesem Telefonat hatte Katharina ihr genauso beiläufig wie sonst auch von einem neuen Freund erzählt. Sie saßen gemeinsam in der hintersten Reihe im Kino und griffen abwechselnd in eine Tüte mit Lakritzschnecken. Wenige Minuten, bevor das Licht ausgegangen war, hatte sich Katharina zu Lydia hinübergebeugt und geflüstert: »Ich habe ganz vergessen, dir zu erzählen...«

Sie kannte den Mann seit drei Monaten. Er hieß Joachim, war neununddreißig Jahre alt und Besitzer einer Werbeagentur. Katharina hatte ihn bei Freunden kennengelernt. Sie hatte den

Mann mit dem blonden Oberlippenbärtchen und dem deutlich sichtbaren Bauchansatz nicht sonderlich attraktiv gefunden, sich aber über seine Erlebnisse in einer Selbsterfahrungsgruppe für geschiedene Männer köstlich amüsiert. Da er die Gesellschaft früh verlassen mußte, hatte sie sich für den nächsten Abend mit ihm verabredet. Sie aßen gemeinsam, schauten sich in der Spätvorstellung einen alten Hollywood-Film an und fuhren anschließend in sein Appartement.

Lydia hatte Joachim nur einmal gesehen. Nach einem Theaterbesuch hatte er Katharina und sie zu einer »kleinen Feier« in ein China-Restaurant eingeladen. Sie fand ihn nicht sonderlich sympathisch. Sein Gesicht erschien ihr aufgedunsen, seine Sprache gekünstelt, und sein Benehmen erinnerte sie an die aufdringliche Art eines Vertreters. Der Abend war wenig unterhaltsam gewesen. Während der Gastgeber hastig sein Chop-suey gelöffelt und von seiner Arbeit geredet hatte, war Katharina sehr schweigsam gewesen. Nur ab und zu hatte sie ihn lächelnd angeschaut oder zustimmend mit dem Kopf genickt. Die meiste Zeit des Gespräches war ihr Blick zum Fenster hinaus gewandert. . .

Es schellte ein zweites Mal.

Lydia schnippte den Korken vom Tisch und ging zur Tür.

»Wer ist da?« rief sie in den Hörer und versuchte, mit einer Hand den Gürtel ihres Bademantels zu knoten.

»Post!«

Der Mann kam im Laufschrift die Treppe heraufgerannt. Er hatte flachsblondes Haar und eine dunkelbraune Hornbrille. Seine Hose war am Knie durchgescheuert und ließ braungebrannte, nackte Haut zum Vorschein kommen. Grinsend blickte er auf Lydias Morgenmantel. »Sind Sie Lydia Labetzke?«

Sie nickte.

»Ich habe eine Postkarte für Sie. Wollen Sie die Nachgebühr zahlen?« Er nieste und fuhr geräuschvoll mit dem Handrücken unter der Nase her.

»Darf ich mal sehen?« Lydia betrachtete die Postkarte. Auf der Vorderseite klebte eine abgerissene Spielkarte. Eine rote, in der Mitte durchtrennte Herzdame.

Lydia drehte die Karte herum und erkannte Katharinas

Schrift. Na endlich! dachte sie und las begierig die wenigen Worte.

»Weißt Du eigentlich, daß ich Dich liebe?«

Lydia zuckte zusammen. Sie griff nach dem Kragen ihres Bademantels und preßte ihn unter ihr Kinn. Der Satz irritierte sie. Der Schreiberin schien es ähnlich ergangen zu sein. Dem zu groß geratenen Fragezeichen folgte gähnendes Schweigen. Eine Fläche, unberührt wie frisch gefallener Schnee, breitete sich ungehört aus. Weiter unten auf der Karte, gefährlich nah am Rand, ging die Rede weiter. In undeutlichen, winzig kleinen Buchstaben stand geschrieben:

»Es tut mir leid, aber...«

Das letzte Wort des abgerissenen Satzes hing seltsam schwerelos in der Luft. Wie ein mit Gas gefüllter Luftballon schwebte es ins Weiß der freien Fläche.

Was tut ihr leid?

Sie sah den Mann fragend an.

»Wollen Sie die Karte haben, oder nicht?« fragte er ungehalten und stupste mit dem Zeigefinger gegen seine Brille.

Sie beeilte sich, ihr Portemonnaie zu finden. Mit zittrigen Fingern holte sie einen zusammengeknüllten Geldschein heraus.

»Der Rest ist für Sie. Danke!«

Der Mann faltete den Schein auseinander und zog erstaunt die Augenbrauen nach oben. »Alles?«

»Ja, ja, alles! Es ist gut so. Danke! Sie haben mir eine große Freude gemacht.« Sie schloß, ohne sich zu verabschieden, die Tür. Der Mann lief pfeifend die Treppen hinunter. Sie lehnte sich mit der Stirn an die Wand und startete auf ihre Füße. Der Boden schien sich in Wellen auf und nieder zu bewegen. Ein Gefühl, als würde sie nach endloser Karussellfahrt wieder festen Boden betreten. Sie atmete geräuschvoll ein und aus und ging in die Küche zurück.

»Liebe?« dachte sie und schaute zu der Antenne hinüber. Zwei Elstern saßen friedlich nebeneinander und schaukelten im Wind.

Katharina und sie hatten in all den Jahren nicht oft von ihren Gefühlen gesprochen. Und wenn, dann hatten sie diesen Gefüh-

len keinen Namen gegeben. Sie waren Freundinnen. »Die Unzertrennlichen«, wie Mario sie zu nennen pflegte. »Irgendwann werdet ihr es schaffen, gemeinsam zu menstruieren«, hatte er bei einem Fest mit ausgelassener Stimmung festgestellt. »Eine bedenkenswerte Anregung«, hatte Katharina gesagt. »Wir werden dich über eventuelle Erfolge auf dem laufenden halten.«

Sie schlug die Beine übereinander und legte die beiden Enden des Bademantels sorgsam über ihren Knien zusammen. Geistesabwesend strich sie über den weichen Stoff.

Sie las erneut. Buchstabe für Buchstabe tastete sie die Worte ab. Ihr Blick blieb an dem Fragezeichen kleben. »Liebe?« Natürlich war es »Liebe!« Schließlich kannten sie sich seit Kindertagen. Sie erinnerte sich an ihre erste Begegnung, als wäre es gestern gewesen. Es war der erste Schultag.

Sie hatte neben ihrer Mutter auf dem Schulhof gestanden. Wie unwohl sie sich in ihrem blauen Kostüm und den weißen Kniestrümpfen gefühlt hatte! Und welche Angst ihr die vielen Kinder gemacht hatten! Krampfhaft hielt sie die Hand der Mutter fest. Sie ließ erst los, als Katharina auf sie zukam. Sie hatte das Mädchen mit den großen, dunklen Augen und den kurzgeschnorenen roten Haaren schon eine Weile beobachtet. Im ersten Moment hatte sie es für einen Jungen gehalten. Vielleicht wegen der knielangen Hose und dem weißen Hemd mit dem spitzen Kragen, an dem ein kleines, silbernes Flugzeug blitzte. Katharina war schlendernd auf sie zugekommen. Sie war so dicht vor ihr stehengeblieben, daß Lydia erschrocken einen Schritt zurückgewichen war. Das rote Haar des Mädchens leuchtete in der Sonne wie die Kappe eines Fliegenpilzes.

»Wollen wir Freundinnen sein?«

Lydia schaute in das blasse Gesicht mit den großen, fast schwarzen Augen und nickte kommentarlos mit dem Kopf.

Beim Klang der Schulglocke stellten sie sich nebeneinander auf und bewunderten gegenseitig ihre Tornister mit den glänzenden Schnallen. Stolz wies Lydia auf ihre neuen Lackschuhe. Ihre ersten Schuhe mit Absatz! Endlich machten auch ihre Schritte im Treppenhaus dieses herrlich klackende Geräusch. »Mädchenschuhe!« sagte Katharina verächtlich und würdigte